

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1921

169 (23.7.1921) Die Mußestunde

Aus Welt und Wissen

Steinachs Forschungen über Geschlechtsverwandlung finden ihre erste Ausdehnung hinsichtlich unserer modernen Weltanschauung in einem kleinen Buch „*Vom Sinn des Großen*“ von Harry Schumann (Verlag Karl Neffner in Dresden). Wir entnehmen dem Buch, das der Wortschöpfer Künstler Heinrich Wegeler mit amüßigen Zeichnungen versehen hat, folgende Ausführungen aus dem Abschnitt über Körper und Seele, die den Kern des Problems zusammenfassen: Steinachs Entdeckungen zeigen, wie innig alles Seelische vom Körperlichen abhängt. Denn im Verjüngungsproblem gewahren wir ja eine Umwandlung des Seelischen durch Erneuerung körperlicher Drüsen. Die Versuche der künstlichen Geschlechtsverwandlung sind dazu angehen, unsere Erkenntnisse geradezu zu revolutionieren. Jahrhundertlang nahm der finstere, lebensfeindliche Glaube die Menschheit gefangen, daß der Körper etwas Niederes sei, im Kampfe stünde mit der ewigen göttlichen Seele und den höchsten Menscheneigenschaften, zu denen vor allem das Mächtigste der reinen Mütterlichkeit gehöre, ja daß alles Körperliche überwunden werden müßte. Noch heute frukt dieser Bahn in manchen Köpfen. Da kam Steinach und setzte jungen kastrierten Mattemännchen weibliche Geschlechtsdrüsen ein. Die Wirkung übertraf alle Erwartungen. Das männliche Aussehen schwand, das Fell glück sich dem des Weibchens an, der Knochenbau wurde garter, und vor allem wurden die Empfindungen weiblich: das Männchen verlor völlig seine männliche derbe Art und gewann alle Eigenschaften der Mütterlichkeit, trotzdem es natürlich nie Mutter werden konnte. Es bemühte sich um die Jungen anderer Motten und widmete diesen alle aufopfernde Hingabe, Liebe und Fürsorge, deren nur ein mütterliches Wesen fähig ist, und der Vergleich mit den Menschen trugte nicht. Eins der größten Wunder ist diese Erscheinung: Die Mütterlichkeit, das höchste der Menschenseele, das immer wieder an die Menschheit glauben läßt, entsteht unmittelbar aus den Stofflichen Absonderungen gewisser Drüsen. Es gibt wohl kaum einen deutlicheren Beweis dafür, wie der Körper die Seele gebiert. Welch Wandel der Anschauungen: jahrhundertlang glaubte die Menschheit an die Heiligkeit der Seele bei Verachtung des Körpers. Heute wird die Zeit für eine neue Erkenntnis reif: die Heiligkeit des Körpers wird gewiß, wenn wir sehen, wie jene Drüsen den Inhalt unseres geistigen und seelischen Lebens bestimmen.

Kochen mit Hilfe des Sonnenlichts. Ein Kochofen, der 24 Stunden lang nur mit Hilfe des Sonnenlichts Wärme liefert, ist im Mount Wilso-Observatorium im Staate Kalifornien im Gebrauch; auf diesem Kochofen können Speisen auf die verschiedenste Weise zubereitet werden, nur Mösten und Braten ist ausgeschlossen. Der Apparat wurde bei einer kürzlich abgehaltenen Sitzung der Nationalen Akademie der Wissenschaften in Washington als „konkaver, parabolischer, zylindrischer Reflektor“ bezeichnet, durch den eine Röhre mit gewöhnlichem Zylinderöl geht, das die vom Reflektor zusammengefaßte Hitze absorbiert und sie der Kochvorrichtung zuführt; eine Isolierung hält die Wärme über Nacht. Die Wärmegrade können durch Zufußföhne reguliert werden; ein einfaches Uhrwerk hält die Reflektoren stets auf die Sonne gerichtet.

Die paritätische Stadt. Im Juniheft der Monatschrift „Der schwäbische Bund“ gibt M. Gerster eine hübsche Schilderung vom Leben und Treiben im alten Reichstädtchen Wiberach zur Wieland-Zeit: „Der besondere Reiz des damaligen Stadts regiments lag in einer nur Wiberach eigentümlichen Parität der Befehung, obwohl die Protestanten nochmal so stark wie die Katholiken waren. Seit dem Westfälischen Frieden wurden nämlich in Wiberach alle Ämter scheidlich und friedlich geteilt. Es gab einen katholischen und evangelischen Bürgermeister, Apotheker, Arzt usw., bis zum Nachtwächter herab. Von den Geheimen Räten und Senatoren stellte jede Konfession die Hälfte. Und da es auch z. B. einer katholischen Wächter hätte peinlich sein können, von einem lutherischen Wächsenmacher geflickt zu werden, so gab es auch evangelische und katholische Wächsenmacher, Glodengießer, Hochzeittaber, Stadtausrufer, ja sogar Scharfrichter, die ihren Glaubensgenossen ganz konfessionell die Hälse abhieben oder die Knochen brachen. Nur der Totengräber war immer evangelisch, der Stadttuhner aber, der wohl ein beschauliches Leben führte, katholisch. Ämter, die nur einen Mann erforderten, wie Stadtschreiber, Stadtbau-meister u. a., konnten natürlich auch nur einfach besetzt werden. Der Parität wurde aber auch hier ihr Recht; denn auf einen evangelischen Stadtschreiber folgte ein katholischer und umgekehrt, so daß keine Konfession zu kurz kam. Es gab sogar zwei „Geschlechterbücher“, eine katholische und eine evangelische, damit die konfessionellen Ansprüche der Patrizier nicht durch Anwesenheit von Kebern beeinträchtigt wurden.“

Schreiter: Hermann Winter, Druck und Verlag von Wed u. Cie.; beide in Karlsruhe, Luisenstraße 24

Rätselleck

Bilderrätsel



Silberrätsel

Das Zweite macht den Kindern Freude ist heute auch für große Leute ein gar beliebter Gegenstand bald an der Wand, bald in der Hand. Das erste eine Königin, in deren Reich wir gerne ziehn, wenn beide auch ihr Find zu eigen und Künstlerhand die Macht kann zeigen.

Magisches Quadrat

A	E	E	G
G	G	I	I
L	L	M	N
O	O	R	R

- 1 ist als Marienst. bekannt.
- 2 ist als Name manchem Manne eigen,
- 3 dient zum Schmuck der Hand,
- 4 wird sich die als Mädchennamen zeigen.

Buchstaben-Rätsel

Mit „a“ hat es sehr langes Maß, Mit „o“ schäumt bald in manchem Glas.

Auflösungen der Rätsel in der Nummer der 28. Woche

Tauschrätsel: Dom, Alm, Sau, See, Aeb, Eid, Mai, Dur, Cos, Reh, Bon, Uhr, Eid, Gut: Das Fremdenbuch.

Reimergänzungsrätsel: Die Reimsilben lauten: lehn, zählt, sehnt, wählt, bei, lor, mei, Tor.

Besuchsartenrätsel: Rio de Janeiro, Brasilia.

Buchstabenrätsel: lombardieren, bombardieren.

Nützige Lösungen sandten ein: M. Bayer, Karl Anapp, Franz Kepple, Ant. Lauffe, Karlsruhe; Frau Emma Wader, Hermann und Friedrich Weiß, Karlsruhe-Mühlburg; Wilhelm Seyl, Liedolsheim.

Wiß und Humor

Wißverständnis. Ein Kandidat des höheren Schulamts wird im Examen gefragt, welche Länder Preußen während der Regierung Friedrichs II. gewonnen habe. Der Prüfling zählte sie alle her, vergißt aber die Grafschaft Glas. „Und was noch?“ fragte der Examinator. Der Kandidat überlegte krampfhaft — umsonst. Da hat einer der Professoren vom Prüfungsausschuß, der mit am Tisch sitzt, Erbarmen mit dem Bedrückten. Er macht ihm ein heimliches Zeichen und tippt dann mit dem Finger mehrmals auf seine riesige Glase. Der Kandidat starrt einen Augenblick verständnislos auf die Gebärde, plötzlich aber klärt sein Gesicht sich auf, und zuversichtlich schmettert er heraus: „Die Laufzähl!“

Beim Friseur. „Was kostet denn Haare schneiden?“ — „4 Mark!“ — „Und Rasieren?“ — „1,50.“ — „Dann rasieren Sie mir alles runter!“

Die Ruhestunde

29. Woche

Karlsruhe, den 23. Juli

1921

Sommerabend

Von Eugen Lehmann-Karlsruhe

Rubinen, Nelken, Blut und Rosen — — —
 — Und Liebesrot den Mut malt,
 indes im Sommerabend-großen
 tiefgold'nen Mund die Sonne strahlt.
 O glühendimig' westlich' Scheiden!
 O himmlischstilles Farbenpiel!
 — ein Violet in Aila Gleiten — —
 O Nacht! Des Glanzes ist's so viel —!
 O, keine Worte, all zu sagen
 des Tönens — — — — —
 — — — — — bis ins Dämmergrau — —
 — in Fensterstößen gold'ne Ragen
 als letzten Scheidegruß ich schau!
 Die ersten Fledermäuse schwirren —
 So friedensklar die Glocken gehn —
 Und: wie des Tages heiße Wirren
 in Räkeln und Musik verwehn. — —

Die Talsperre

Bisher unveröffentlichte Skizze des Arbeiterdichters Ernst Klaar †

Hoch im Gebirg, wo im Herbst die grauen Nebel walen, im Winter der Schnee zu gewaltigen Wehen sich türmt und im Lenz die klaren Schmelzwasser von allen Gängen rieseln, hat der Fluß seine Heimat. Im tiefen, versteinerten Waldtal entspringt er — ein kleines Wäflerchen, das man mit der hohlen Hand auszuföhren meint. Aber bald kriegt das Kinnfäden Zuwachs, von den Seitentälern kommen in eilendem Lauf blinde Geißelströme, die sich mit frohem Gemurmel dem größeren Bruder vereinigen. In lustiger Gesellschaft gehts nun gemeinsam bergab. Und immer mehr Wäflerchen kommen und wollen sich anschließen zu lustiger Fahrt. Bald wird aus dem Wäflerlein ein Bach, aus dem Bach ein Fluß. Nun zieht er stolz und stattlich dahin — ein Urbild der Kraft.

Aber er weiß nicht den rechten Gebrauch zu machen von seiner Kraft — wenigstens nach Ansicht der Menschen, die ihn gerne in ihre Dienste zu gewinnen suchen. Statt ihnen in beharrlichem Einerlei Mühlen und Fabriken zu treiben, Floßholz und Käfne zu tragen, Wiesen zu wässern und den Weibern die Wäsche zu waschen, geht er gerne seine eigenen Wege, unbekümmert um das, was man von ihm wünscht und verlangt. Im Frühjahr, wenn in den Bergen die wilde Schlacht zwischen Lenz und Winter tobt, wenn die grünen Wasser jauchzend und tosend zu Tale schiefen, da ist ein Ueberfluß an Kraft. Und im Gefühl dieses Ungebändigtheits treibt er allerhand Unfug, überflutet die Ufer, reißt Säuer und Brücken zusammen und spottet der Grenzen, die Menschenwitz ihm fürorallich gezogen. Dann stehen die Räder still, und man läßt ihn ziehen, den wilden, groben Gesellen, bis sein Ueberfluß an Kraft wieder verbraucht ist. Im Sommer aber, wenn die Sonne wochen- und monatelang auf den Feldern und Gängen glüht, wenn der Wald dürr wird vom heißen Südwind und die Quellen in den Schluchten versiechen und elend dahinstirben, da wird auch dem Fluß selber schwach — so schwach und elend, daß er zu jeder geregeltten Arbeit untauglich wird. Dann klagen die

Menschen wieder und schelten den Fluß ob seiner Launenhaftigkeit.

Sie vergessen ganz, daß sie selber mit Schuld sind an diesem Durcheinander. In früheren Zeiten, als der Mensch noch nicht so viele waren, hatte der Fluß droben in den Bergen sein Vorratskammern. Da gab es Sümpfe und Moore, in die hinein ergoß sich bei Schneeschmelzen und Gewittergüssen der Ueberfluß. Erst wenn die gestillt waren, brauste das übrige hinab in das Tal. So wurden die Hochfluten zurückgehalten und die Ueberflutungen gemildert. Kam aber der Hochsommer mit seinem Blütenbrand, da zehrte der Fluß von den aufgesicherten Vorräten und blieb auch in den Zeiten des Mangels und der Dürre leidlich bei Kräften.

Doch die Menschen mochten die Sümpfe und Moore nicht. Teils stiegen da garstige Dünste auf, teils dauerte sie auch das viele Land, das hier so anscheinend nutzlos lag. Und sie zogen Rinnen und Gräben, dem angesammelten Wasser Abfluß zu schaffen, und pflanzten auf das nun trockene Land Bäume und Sträucher, Safer und Korn. Sie freuten sich ihrer Tat auch noch und meinten wunder, wie Flug gehandelt zu haben. Wenn aber nun die Regenzeit kam, wußte der Fluß nicht, wohin mit dem vielen, vielen Raß, und alles rann nutzlos, häufig sogar verwildert zu Tale. Kam aber der Sommer, dann hatte er nichts mehr zuzusetzen, denn die Menschen hatten ihm ja in ihrer Kurzsichtigkeit und Habgucht das Mittel, sich selbst zu regulieren, genommen.

Da kam einmal eine Regenperiode, wie seit Jahrzehnten, vielleicht seit Jahrhunderten nicht. Einen vollen Monat lang zogen Tag für Tag vom Meere her die grauen, schweren Wolken, und wenn sie an das Gebirge kamen, stiegen sie sich an die Felsen und verschütteten ihren Inhalt. Und der Regen floß, als ob er nimmer wieder aufhören wollte. Erst freuten sich die Menschen des Regens, als aber die Flut immer höher und höher stieg, und schließlich verheerend durch das Tal brauste, kriegten sie es mit der Angst. Sie bauten Dämme und Wehren, aber der Fluß sprang über alle Hindernisse hinweg. Wie ein Feind drang er in die friedlichen Hütten und Gehöfte und trieb die Bewohner hinaus. Was ihm im Wege stand, riß er fort, Schennen, Ställe, Häuser — alles wurde in die Fluten gespielt. Totes Vieh, Hausgerät, entwurzelte Bäume, selbst Menschen, trieben rettungslos auf den empörten Wogen. Aller Erwerb war gestört, aller Verkehr unterbunden, aller Wohlstand vernichtet. Da war das Jammer und Wehklagen groß unter den Menschen, und als sie die ersten Folgen des Unheils überwunden, saßen sie den ernstlichen Entschluß; das muß anders werden. Diese ungezügelten und unregelten Kräfte müssen sich wieder einer bestimmten Ordnung fügen.

Sümpfe und Moore konnte man nicht wieder anlegen, aber Geometer und Arbeiter kamen mit allerhand seltsamen Geräten und Instrumenten. Die krochen die Felsen hinauf und hinunter, maßten und zirkelten, zeichneten und rechneten, trieben Pfähle in den Boden und setzten bunfarbige Stangen, und als sie all dies getan, gingen sie wieder fort. Alsdann kamen Leute mit goldenen Dreiecken und schweren Metallstücken, die gingen zu den Bauern im Tale und fragten, was sie für ihren Grund und Boden haben wollten, und wer auf den Handel einging, dem wurde sein Gab und Gut leidlich bezahlt, wer sich aber kräufte, dem nahm man es mit Gewalt fort. Und eines Tages rückte ein Heer von Arbeitern an, landfremd, das redete eine völlig andere

Sprache als die Talbewohner, und ihre Augen blühen wild, und ihre Sitten waren rauh, doch sich die Dörfer in ihrer stillen Weltabgeschiedenheit beinahe fürchteten. Mit ihnen zugleich kamen zahlreiche Beamte und Schreiber — und viele, viele Gendarmen! Die waren geschickt, die Fremdlinge im Haum zu halten.

Nun ging es los mit graben und baden, mit Spaten und Saue, mit Pulver und Dynamit. Große Wunden wurden in die Seitenwände des Tales gerissen. Der Wald sank unter den Sieben der Axt, den Boden verflungen riesige Bagger, die gewaltigen Kolypen gleich ihre Arme streckten, andere Maschinen bohrten und wühlten. Huben und Loden, der Pfiff der Bauzugslokomotiven schrillte, Berge sanken und Galden wuchsen, der Fluß wurde aus seinem Bett gedrängt und in gewaltige Röhre gezwungen, Sprengschüsse trachten und Trompetensignale ertönten, die Arbeiter zur Iron oder zum Feierabend zu rufen. Es war ein Treiben wie in einem Ameisenhaufen, nur viel größer, viel gigantischer, viel ungeheurer. Wo kurz zuvor noch Wälder gerauscht und Wiesen gegrünt, da war jetzt eine Wüste. Nacktes Gestein und aufgewillter Boden überall. Dazwischen elende Holzbaracken für die Arbeiter, Schuppen für die Maschinen, Baumaterial in Hülsen und Fülle — die frühere ländliche Ruhe und Schönheit aber war vernichtet für alle Zeit.

Endlich ward wieder ein Neues. Mauern wuchsen aus dem Grund — riesige Mauern, wie man sie nie zuvor im Lande gesehen. Und die größte war an der Höhe, breit wie ein Marktplatz, auf der Krone aber immer noch reichlich genug, um einer Fahrstraße Raum zu bieten. Stein stiegen sie empor, einer gewaltigen Felswand gleich, und in der Breite füllten sie das Tal von einer Seite zur andern. „So — hier stehe ich! Nun kann der Fluß kommen!“ riefen sie zu sagen. Und er kam. Aber an der Talsohle hatte man ihm nur ein kleines Bächlein zum Durchschlüpfen gelassen, und auch das war noch durch große eiserne Schieber gesperrt, so daß ihm nach Lust und Laune der Weg gänzlich verarmelt werden konnte. Also mußte er sich an der Mauer emporbäumen. Aber wie hoch er auch stieg, er konnte nicht darüber hinweg. Nicht einmal das Ueberfallwehr erreichte er, das man für besondere Notfälle errichtet hatte. Da staute er weit zurück und verschlang in seinem Born die Häuser und Gärten, die berechnende Voraussicht ihm zum Opfer geweiht.

Vor der stolzen Mauer aber erstand ein Elektrizitätswerk, das verwandelt in funstreichden Maschinen den Druck der drängenden Wasser zu elektrischer Kraft und leitete sie in schwankenden Drähten weit über das Land. Und gewaltige Eisenrohre führten das zuvor in unterirdischen Filtern gefilterte Wasser als Trinkwasser zur fernen Großstadt und selbst in die Wohnhäuser auf den umliegenden Höhen. Der Fluß aber bekommt nur gerade soviel, als er zur Verrichtung der vielen ihm obliegenden Pflichten gebraucht. Allen Ueberfluß fängt die Sperre auf und vernichtet ihn wie ein weißer Hausvater, der auch für die Zeiten der Not sorgt.

So hat der Mensch mit vieler Kunst und mit vielen Kosten wieder gut gemacht, was er einst in seiner Verbildung verdorben. Seitdem gibt es im Tal keine verheerende Hochflut mehr, aber auch keinen lähmenden Wassermangel. Der Ueberfluß der Naturkraft wird fürsorglich aufgepaßt und verwaltet. Jeder hat, was er braucht, und wohl auch noch etwas mehr. Die Gesellschaft hat hier regeln eingegriffen und den Zustand anarchischer Ungebundenheit und Willkür in geordneten, sozialen Bahnen gelenkt. Es ist nur eine Talstörche — aber auch sie kann viel lehren.

Dichter und Bettler

Von Franz Joseph Götts (Karlsruhe)

Was von großen, kleinen und kleinsten Dichtern und Dichtertingen früher, unter unserem Kaiser und Großherzog, an schwülstigen Gedichteten, an alleruntertänigsten, in Ehrfurcht erstehenden, Hymnen geleistet wurde, ist satifam bekannt. Besonders an Allerhöchsten Geburtstagen und Jubiläen gals mit reichlich Weihe und kriegenden Fahnen Wallfahrten nach Wzganz.

Weniger bekannt dürfte die Abfuhr sein, die unser berühmter Dichter des „Eckhard“, Viktor v. Scheffel, bei einer seiner gelegentlichen Betätigungen als Hofpoet sich geholt hat.

Laß diese Abfuhr „aus dem Volk“, von einem „Bettler“, kam, macht sie nur um so unmittelbarer und wertvoller. Wenn man zurückdenkt, wie so gar oft über derartige Annehmlichkeiten des Gottesgnadentums von denselben Seiten heimlich geschmunzelt wurde, die nach oben hin ihre Gesichter in ehrfürchtige Falten legten; wenn man daran denkt, wie ehrliche, hartehende Männer ihren Gimm in sich hineinpressten, ihre Faust im Saal ballen mußten, weil jede unbedachte, freimütige Äußerung schonungslos niedergeschmissen wurde, so kämpft in uns heute die Bewunderung über den Mut dieses Bettlers zu einer Zeit, da „des Reiches Herrlichkeit“ in höchster Blüte stand, mit dem Gefühl der Mühmung über seine erdühnende Klage und Anklage.

Scheffel hatte, 1878, zum 25jährigen Regierungsjubiläum Großherzog Friedrichs I. von Baden einen Lobgesang an den Fürsten gerichtet, der, bei aller Würdigung der menschlichen und herrscher-Eigenschaften dieses Fürsten, doch stark an den alten Gott — Imperatorenglauben erinnert. Zum mündelien hätte danach jeder großherzoglich badische Untertan in den Freudenstürzen ausbrechen müssen, daß „es eine Lust zu leben“ sei. Daß es aber damit, trotz der eifrigen Versicherungen unfruchtbar „Deutschtörichte“ aller Schattierungen auch damals nicht so weit her war, lehrt uns die Antwort aus dem Volke. Lassen wir sie beide reden, den Hofpoeten und den „Bettler“.

Scheffel singt:
„Gut“ weh'n die Banner gelb und rot, heut' jubiliert das Badenland,

Daß es in Freud wie Leid und Not in Friedrich einen Führer fand.

Was nehmst du erreichbar kaum vor 25 Jahren schien,
Gelobt sei Gott! es blieb kein Traum, es ward erreicht durch Gott und Ihn.

Der Zwietracht Wunden heilgenarbt. Das Land versöhnt und wohl bestell;
In milder Pflüge wer noch darbt — gleich einem Garten, Wald und Feld.

Des Rheins Geländ', des Schwarzwalds Höhen, durchsänubt von frohem Dampfrohrgall,
Die Städte nengebaut und schön, Gewerbs' und Schulen überall.

Im Glauben keine Scheidewand, ein sittig Volk in Bildung frei,
Geeint durch der Verfassung Band, dem Kaiser und dem Reiche treu.

Familienglück in jedem Haus — des Lebens Müh'n von Kunst verklärt —
Und droht der Feind mit blutigem Strauß — ein deutsches Heer, ein siegreich Schwert!

So war sein fürstlich Ideal! Und wie Er treu ihm nachgestrebt,
Weiß jeder, der des Jwerfels Dual, des Siegs Gewißheit miterlebt.

Schon reist die Saat, die Er gestreut, und ein Geschlecht, das Er ergoß,
Auf jubelnd einstmal's wie wir heut: Dank Friedrich, Badens Großherzog!

Darauf der Mann aus dem Volke:
„Der Bettler vor dem Thron.

Ich komm' von der sonnigen Auenau,
Da liegt mein Sohn lebendig begraben in Gießesnacht
Viel Wonden schon.

Und dahel'm im ärmlichen Kämmerlein,
Da liegt mein Weib schon längst entlagt.

Mein einziger Trost ist — daß Viele noch Viel übler dran.

Und daß ich mein Elend, so hart es ist, noch klagen kann.

Und so klag ich's denn Euch, mein Hoher Herr, zu dieser Stund,

Und bitte kam' einer und spräche je Mit süßem Mund:

„Geil Großherzog Dir, Du edler Fürst! In Deinem Land Ein Unglücklicher nicht zu finden ist, Wie allbekannt.

Es herrscht nur Wohlstand, wohin man geht, Land ein, Land aus.

Und ungetrübtes Familienglück In jedem Haus . . .“

Ich bitte, ich bitte, o glaubt ihm nicht! Er klagt, er klagt!

So gewiß, wie mein gramdurchsuchtes Gesicht
Eur' Aug' nicht trägt!

Wohl bald schon ein Vierteljahrhundert lang
Mit stechem Leid.

Ich selber bin ein durchlöcherztes Sieb,
In nichts mehr ruh.

Und die nur den Schlägen des Schicksals noch
Ein wenig Trub.

Wohin ich auch blicke, kein Ausgang mehr;
Nur finst're Nacht.

Und da es noch hell war, hat jeder Tag
Sein Leid gebracht.

Das Dach meiner Hütte ward weggefest
Von wildem Sturm;

Da zog ich zum Nachbar, doch dessen Haus
Zertrah der Wurm.

Hoffnung laurte ein schlimmer Gast
Dort vor der Tür.

Und eh' wir's verfahren, zog Hunger ein
Bei ihm und mir.

So zog ich denn betelnd von Ort zu Ort,
Bis sehr miß's plag!

Und habe der Hoffnung auf Besserung
Und so steht es feit und ich sag es dreist,
Was mir auch droht:

Untröstlich, Herr, ist's noch allerwärts
Und viel noch zu helfen tut noht!“

In einer geharnischten Epistel an die Redaktion der „Carlsruher Zeitung“, die dem Aufsatz des „Bettlers“ Aufnahme gewährt hatte, bemerkte sich Scheffel über die Verunglimpfung seiner „literarischen Ehre“. Er hat's sicher gut gemeint, aber wer kam der Wahrheit näher, der Dichter oder der — „Bettler“?

Für unsere Frauen

Junge Frau

Sie wandelt lichterfüßt durch Döcher und Gärten
noch still den Glanz des letzten Tischbergessens
in ihren Augen tragend . . .

Das große Bangen hat sie angerührt.
Gewißheit hob die Hand, die alkaufstrenge,
und tief ganz laut: Dein junges Frauenherz
pocht nun mit jedem Schlag an neues Leben!

Etill senkt sie Haupt und Wid.
Der Morgen findet sie in scheuem Aun,
die Arbeit ihrer kleinen Welt zu schaffen . . .

Und wenn die Freundinnen, die nie abet'n,
zu ihr noch kommen in der Mädchenkraft,
und schone Wäde, wie mit lesem Staunen,
in ihre Augen senken, glänzt ein Rädelm
ein wissend Rädelm über ihren Zügen . . .

Dann weiß sie dies: sie ist schon alt und weit
(Doch liegt in Zeit und Raum ward hier gemessen!)
Neuland lag vor ihr. Staunend trat sie ein . . .

Und hinter ihr liegt fern und halbvergessen
ihr Mädchensein . . .

Der Abend flammt. Sie lehnt in leiser Sehnsucht
am Fenster ihrer kleinen, trauten Stube
und blickt entlang der Straße, die er kommt
und wünscht ihn her, den Schöpfer ihres Bangens —
und hofft, daß es ein Heiland werden möchte,
was unter ihrem Herzen sproßt und keimt . . .

Haus Pflug.

Das älteste Kochbuch

Das älteste und berühmteste Kochbuch der Weltliteratur, dasjenige, das für diesen ausgebreiteten und der Hausfrau so wichtigen Schriftzweig Vorbild und Muster abgegeben hat, ist das Werk eines gewissen Cälius, der sich den Namen eines der bekanntesten Feinschmecker und Schwelger, des Apicius, noch beilegte, um dadurch sein Buch besonders zu empfehlen. Das Werk, das im barbarischsten Latein, einem wahrhaften „Rüchenslatein“, verfaßt ist, besitzt nicht nur für die Kulturgeschichte einen außerordentlichen Wert, sondern es sagt uns auch mancherlei aus über die alte Medizin- und Apothekerkunst. Am wichtigsten ist es jedoch natürlich für die Geschichte des Kochens, und eine große Anzahl noch heute üblicher kulinarischer Ausdrücke stammt aus des Cälius Apicius Rezepten. Eine gelehrte Küchenfee, die es heute versuchen wollte, nach diesen fast 2000-jährigen Angaben ein erlesenes Mahl zu bereiten, müßte freilich verzweifeln und würde jedenfalls mit dem, was sie zu Stande bringt, das Entsetzen der Essenden herberrufen. Die Kochweise dieser römischen Spätzeit, in der das Verfallsmo-

ment bereits so stark überwog, sah nämlich darin die höchste Kunst, den besonderen Geschmack jeder Speise durch Mischung und Verarbeitung mit anderen aufzugeben, und so werden Dinge miteinander zusammengebracht, die selbst unseren feinsten Geschmackssphantasten als ganz unentzänglich erscheinen; Süßes und Saures, Gutes und Widriges wird miteinander vermischt, und es dürfte auch schwer halten, all die seltenen Kräuter und Reizmittel aufzutreiben, mit denen dieser Vater der Kochkunst wie mit etwas Selbstverständlichem schaltete und waltete. Es blieb dem zähen Eifer und der vor nichts zurückweichenden Kühnheit der Gelehrten vorbehalten, sich nicht nur in den Fertigkeiten dieser unendlich schwer verständlichen Sache zu wagen, sondern auch die mühsam errungenen Deutungen dann in die Praxis zu übertragen.

Die berühmte Philologin des 18. Jahrhunderts, Mme. Davier, die als Frau sich zur Lösung dieser Sprach- und Kochaufgaben besonders berufen glaubte, setzte denn auch ihrem ebenfalls der Altertumswissenschaft ergebenem Gemahle ein genau nach dem Cälius gefochtes Mittagessen vor, und der Märrher der Wissenschaft schlang es mit Todesberachtung herunter, hätte aber die gelehrte Leistung seiner Frau beinahe mit dem Leben gebüßt, so schlecht wurde ihm davon. Ein anderer Gelehrter, der die schwedische Königin Christine, den „Blaustrumpf auf dem Thron“, durch ein Diner nach dem Apicius entzücken wollte, erntete nur einen Lächerfolg, denn was er auf den Tisch brachte, war ungenießbar. Zwei deutsche Philologen aber haben schließlich auch dieses Problem bewältigt, das an die Sprachkunde nicht größere Anforderungen stellt als an den Magen. Prof. Schuch vertiefte sich so leidenschaftlich in die Schwierigkeiten des Kochbuchs, daß er ein ganzes Jahr lang „in der Küche lebte“ und über dem Studium des Apicius selbst zum Koch wurde. Mit einem anderen Altphilologen Büttmann hat er die erste einwandfreie Textgestaltung des Werkes geschaffen und dadurch erst das Verständnis für die gastronomischen Hieroglyphen eröffnet.

Einige Proben aus dieser frühesten Kochweisheit wollen wir unseren Hausfrauen doch nicht vorenthalten, obgleich sie wenig damit anfangen wissen werden. Im ersten Kapitel des zweiten Buches wird z. B. „Gehädtes aus der See und im Dammeh“ behandelt. Es werden also „Magouts“ und „Gahes“ aus Seezischen und tierischen Eingeweiden angegeben. Das Rezept zu einem Magout aus Garnelen und Langusten lautet folgendermaßen: Zerstoße gestottene Langusten und Garnelen, nimm ihre Nerven heraus, zerstoße mit ihnen abgestotene Weizengraupe, Eier und Pfeffer und brate sie schnell auf; übergieße alles mit Weinsäure. Gewürze, wie Kaserkraut und Mohrentümmel, spielen überhaupt bei diesen Gehädtes eine große Rolle. Eins der „Füllsel im Dammeh“ wird also angegeben: Brate eine Schweinsleber und entwerbe sie. Vorher stoße Pfeffer und Mante, tue es in Fischlake und gieße dies über die Leber, rühre und menge das Ganze, wie man es beim Fleisch zu tun pflegt; daraus werden die Mehbläcke gepeibet, wobei abwechselnd Lorbeerblätter dazwischen kommen, diese werden in Rauch gehängt. Das zweite Kapitel beschäftigt sich mit der Zubereitung verschiedener Würstfüßel. Als das erste Material für die Würstbereitung wird das Pansenfleisch gepriesen; dann folgen der Reihe nach Würstfüßel aus Hasanen, Kaninchen, jungen Hühnern und garten Frischlingen. Die folgenden Kapitel führen dann die einzelnen Würstzette aus. Die im Altertum sehr beliebten „Lulanischen Würstchen“ wurden z. B. aus gestoßenem Pfeffer, Mohrentümmel, Mante, Pfefferküle, Lorbeer, Fischlake und gutgekautem Schweinefleisch bereitet, das dann mit der verstoßenen Mante auf neue vertreiben wird, worzu noch Fischlake, Pfeffer, viel Salz und Pimolen darunter gemengt werden. Mit diesem Teig wird dann der Dammeh gefüllt. Zum Schluß sei noch ein Rezept für Fleischklößen aus diesem ältesten Kochbuch angegeben: Tut eine die Schwanzstücke, halle sie zusammen, lege sie in den Backofen und brate sie an; hebe sie heraus und bestreue sie auf einem Rost bei langsamem Feuer von ihrer Feuchtigkeit. Stoße Pfeffer, Kaserkraut, Cypergraswurzel, Tümmel, Fischlake und mildere sie mit Rosinenmilch. Mit dieser Brühe tue die Klöße in den Kochtopf. Sind sie gelöst, so hebe sie weg und trockne sie. Klage sie ohne Brühe, nur mit darauf gestreutem Pfeffer auf. Man kann solche Klöße auch von Schweinsleber machen.

Welterkenntnis

Wer sie ernst nimmt, den verhöhnt sie,
wer sich hingibt, den verpönt sie . . .
ob aus Laune? ob aus Kniff?
Wer ihr ausweicht, den begehrt sie,
wer nichts von ihr will, den ehrt sie . . .
ich ward grau, bis ichs begriff!

Käfer Klauten.